



Richard und Debbie leben zusammen mit 150 anderen Obdachlosen in einer Zeltstadt in Downtown Reno, Nevada

veranstaltungen ohne die Worte eines Predigers aus. Für das Gros der Amerikaner ist Religiosität ein selbstverständlicher Teil ihres Lebens. Wer Freunde und Familie zurücklassen muss, weil er für Studium oder Beruf in einen anderen Bundesstaat zieht, der sucht und findet in der Kirche sozialen Kontakt. Wo es wenig Sozialleistungen gibt, erfüllen Kirchen diesen Zweck. Der Glaube mag die Amerikaner einen, aber er trennt sie auch. Das Spektrum reicht von ultraliberalen evangelischen Kongregationen mit offen homosexuellen Predigern bis hin zu Fundamentalisten, die die Genesis wortwörtlich interpretieren.

So widersprüchlich wie das religiöse Spektrum sind auch das politische und das gesellschaftliche. Überlagert vom Tamtam des Wahlkampfs, findet ein vielfältiger Wandel in verschiedensten Bereichen statt. Pick-up-Trucks dominieren noch immer das Straßenbild, aber man sieht auch öfter kleinere Fahrzeuge. Der Hummer-SUV verkauft sich nicht mehr, und amerikanische Autokonzerne entwickeln unter Druck der steigenden Ölpreise Fahrzeuge mit Hybridantrieb. Im ganzen Land entstehen Niedrigenergiesiedlungen und Fahrradstreifen. Nicht jeder Trend wird bekannt in Europa. Irgendwo über dem Atlantik wird die Information ausgedünnt. Von alternativen politischen Strömungen hört man wenig. Die anderen Präsidentschaftskandidaten – Bob Barr für die Libertarian Party, Chuck Baldwin für die Constitution Party, Cynthia McKinney für die Grünen und Ralph Nader als unabhängiger Kandidat – fristen ein Schattendasein. Schuld daran ist sicher das amerikanische Wahlsystem, das kleinen Parteien keine Chance lässt. Nach Meinung von Dana Silvernale, die am Markt von Arcata in Nordkalifornien um grüne Wählerstimmen wirbt, liegt es aber auch daran, dass „die

von Unternehmen und Wirtschaftsinteressen gesteuerten Kandidaten die Medien total unter Kontrolle haben“. Arcata, die 17.000-Einwohner-Stadt im Herzen des Humboldt County, ist ein Hippieparadies und eine Oase des Ökobewusstseins. Die Zahl der Grün-Wähler ist hier am höchsten. Die Leute bauen ihr eigenes Gemüse an, und sie fahren mit dem Rad. Im Supermarkt prangen auf den Produkten „organic“ oder „Fair Trade“-Zeichen. Die Einkaufssäcke sind aus Papier.

Die politische Vielfalt zeigte sich auch bei den Parteitagen der Demokraten und der Republikaner in Denver, Colorado, bzw. in St. Paul, Minnesota. Während drinnen die Interessengruppen der Parteien tagten und die Abgeordneten in den Veranstaltungshallen ihre Kandidaten abfeierten, prallten draußen Friedensaktivisten von Code Pink und Democracy Now auf Veteranenverbände und Abtreibungsgegner, die Plakate mit Fotos von zerstückelten Fötten zeigten.

Wie beherzt die Friedensbewegung in den USA auch sein mag, wie oft Hunderttausende vor das Capitol marschieren und gleichgültig, wie viele Fahrräder rosa bemalt werden, um Zeichen gegen den Krieg zu setzen. Die Pazifisten stehen derzeit auf verlorenem Posten. Weder der demokratische noch der republikanische Präsidentschaftskandidat versprechen baldigen Frieden. Im Gegenteil. Während im Kino mehrminütige Spots der Nationalgarde laufen, in denen Kid Rock in seinem neuen Lied „Warrior“ um Rekruten wirbt, sprechen sich beide Kandidaten offen für ein Aufstocken der US-Armee aus. Obama wie McCain kritisierten zuletzt den Präsidenten der Columbia Universität dafür, dass er keine Anmeldezenträlen der Armee auf dem Campus der Eliteuniversität lässt. Seit 1968 hatte die Universitätsleitung den Werbern Campusverbot erteilt. Beide Kandidaten sprechen sich für ein Ra-

ketenabwehrsystem aus, und beide machen Drohgebärden gegen Pakistan, Iran und Russland.

Zur kriegerischen Fratze – sei sie auch nur wahlkampftaktisches Manöver – passt der aufgequollene Sicherheitsapparat, der sich nicht nur in ständig aufwendiger werdenden Flughafensicherheitskontrollen, sondern – in Denver und St. Paul – in einem massiven Polizeiaufgebot manifestiert. „30 Kilo wiegt meine Ausrüstung“, erklärte ein Polizist, der vor einer Toilette einer Star-Bucks-Filiale in Denver auf seine Kollegin wartet, „es dauert sehr lange, bis man sich aus der Rüstung geschält hat“, entschuldigt er sich bei den Wartenden in der Schlange. Die Polizisten sehen aus wie die Sturmtruppen aus Krieg der Sterne, nur noch bedrohlicher, weil schwarz gekleidet. Mit schweren Kugelwesten, darüber Panzerungen wie Eishockeyspieler, Ellbogen- und Schienbeinschützer, schwere Armeestiefel, meterlange Knüppel und Helme mit Vollvisier. Als es ein paar Randalierern gelingt, republikanische Delegierte mit Kleister zu überschütten, greifen die Polizisten verdächtig Scheinende aus der Menge der friedlich Demonstrierenden heraus. Einer mit rotem Bart wird vor den Augen der Öffentlichkeit mehr als eine Stunde lang perlustriert und bis auf die Unterhose entkleidet.

Auch die Realität der Polizeiarbeit ist in den USA jedoch komplizierter. In Arcata sind die Sicherheitskräfte anders gepolt. Auf dem Dorfplatz, inmitten einer Runde bekiffter Obdachloser, sitzt ein uniformierter Polizist auf dem Asphaltboden, schaut einer Gruppe Clown-Yogis zu, die um neue Mitglieder werben, während sich sein Diensthund von Passanten streicheln lässt. „Arcata ist anders“, erklärt nachher einer, der sich Phoenix nennt und der eine Grizzlykrallenkette auf der blanken Brust trägt. „Es ist der beste Platz der Welt.“



Ein Demonstrant wird von der Polizei in St. Paul, Minneapolis durchsucht



Stahlruine in Weirton, West Virginia

Lesen Sie im nächsten „Falter“ einen Bericht aus Omaha, Nebraska:
„Das Fleisch der Einwanderer“. Die Geschichte von Menschen, die keiner will, aber jeder braucht